

Die Karolinger wär'n begeistert, würd' der Gesundheitsmurks gemeistert

Es war in jenem Jahr, als Weihnachten und Neujahr auf einen Dienstag fielen. In der Nacht hatten sich die Blätter ins Gelbliche verfärbt und die ersten Kraniche hörte man auch schon weit oben in der Luft.

Haino steuerte missmutig auf den ‚Goldenen Eber‘ zu. Herbstliche Kälte und schneidender Wind passten nicht zu seiner jovial fröhlichen Art. Der ‚Goldene Eber‘ war das stattlichste Gasthaus Hellenbachs, einer hessischen Kleinstadt im ehemaligen Zonenrandgebiet. Den überaus gemütlichen Erker, der an der Kreuzung aus der Südostecke des ‚Goldenen Eber‘ ein wenig herausragte, hatten die Karolinger zu ihrem Stammtisch erkoren. Schon damals, als man Tennis und Kegeln wegen der Rückenprobleme aufgeben musste und in einen Stammtisch umfirmierte.

Als Haino den ‚Goldenen Eber‘ betrat, hatten Expharmareferent Joekey, Direktor Kahl-Krischan und Gus, ehemals Diagnosearzt mit eigener Klinik, ihre Stammplätze bereits eingenommen. Jeder hatte ein Bier vor sich stehen. Während Joekey und Kahl-Krischan dem allmählich in ihren Biergläsern zusammenfallenden Schaum zusahen, unterhielt sich Gus mit Karin Wiemert, der Tochter des Wirts. Jetzt kam Karin nur noch selten nach Hellenbach, weil sie sich auf ihre Promotionsprüfung vorbereitete. Sie studierte Medizin in Würzburg und strebte den Beruf der Kinderfachärztin an.

Kuno Wiemert, der Wirt, hatte seine Tochter am späten Vormittag angerufen und über heftige Schmerzen in der Magengegend geklagt. Er sah sich außerstande, in der Gastwirtschaft zu bedienen und bat die Tochter, rasch herzukommen und seinen Platz hinter der Theke einzunehmen. „Nur für ein paar Tage“, hatte er gesagt. Als Karin gegen drei Uhr eintraf, untersuchte sie den Vater und vermutete, dass ihm eine Blinddarmentzündung zu schaffen machte. Ohne zu zögern rief sie den Notarzt, und als der nach einer Viertelstunde immer noch nicht da war, bat sie die Aufnahme im Hellenbacher Krankenhaus, ihren Vater abzuholen.

Beim Näherkommen hörte Haino, wie Gus fragte: „Hat er Fieber gehabt?“, und Karin antwortete: „Fast neununddreißig Grad.“

Gus fragte weiter: „Hat er erbrochen?“

„Eben nicht, das macht mich ja so unsicher.“

„Bei älteren Leuten ist eine Blinddarmentzündung wahnsinnig schwer zu diagnostizieren. Die Symptome passen genauso gut auf ein Dutzend anderer Krankheiten. Hast du mal den kontralateralen Loslassschmerz getestet?“

„Auf das Blumbergzeichen hat er ganz schwach reagiert. Mal hat er gesagt, dass es rechts wehtut, dann wieder nicht.“

„Hast du mal das Bein gebeugt?“

„Natürlich. Aber ein eindeutiger Psoas-Dehnungsschmerz ließ sich auch nicht feststellen.“

„Dann war das Rovsing-Zeichen wahrscheinlich auch nicht eindeutig?“

„Leider. Obwohl ich den McBurney-Punkt problemlos zuordnen konnte.“

„Was is dann los?“, erkundigte sich Haino mit gewohnt brummigem Bass in breitem Schwäbisch, und Gus erklärte ihm, dass der Wirt des ‚Goldenen Eber‘ mit Verdacht auf Blinddarmentzündung ins Krankenhaus eingeliefert worden sei. Die jüngste Tochter, Karin, die Haino natürlich auch seit deren Kindergartenalter kannte und, wie alle anderen der Stammtischrun-

de, in onkelhafter Manier duzte, obwohl die achtundzwanzig Jahre junge Dame in Bälde eine gestandene Ärztin sein würde, würde heute Abend die Bedienung übernehmen. Früher hatte sie das oft machen müssen, weshalb das für sie kein Problem darstellte.

„Könnten Sie nicht mal im Krankenhaus anrufen?“, bat Karin Herrn Doktor Bredenfeldt. Gus zog sein Handy aus der Tasche und rief seine Freundin an. „Eva“, sagte er, „könntest du mir einen Gefallen tun und dich mal nach dem Befinden des Herrn Kuno Wiemert erkundigen? Der ist heute mit Blinddarmverdacht eingeliefert worden.“ Eva versprach, zurückzurufen. Sie teilte Gus aber noch mit, dass der Chefchirurg gestern in Urlaub gefahren sei und der Stellvertreter heute bei einem Autounfall die Hand gebrochen habe. Wie die Chirurgie jetzt organisiert sei, wisse sie nicht.

„Was ist denn so kompliziert an einer Blinddarmdiagnose?“, fragte Kall-Ede, als er sich dem Stammtisch näherte. Er hatte die letzten Worte noch gehört. Bei korrekter Anrede hieß Kall-Ede Dr. Karl-Eduard Medenkron. Bevor er freier Journalist mit enger Bindung zum Hellenbacher Stadtanzeiger wurde, hatte er in seiner Heimatstadt Berlin Chemie studiert. Er stand kurz vor der Ernennung zum Chefchemiker einer Hellenbacher Klitsche, die sich mit Entschäumern, Seifen, Schmiermitteln und anderen Additiven beschäftigt, als er wegen zunehmender Allergien gegen alle möglichen Chemikalien den Beruf wechseln musste. Er wurde ‚freier Journalist‘, wie er zu betonen pflegte. ‚An kein Blatt jebunden‘. ‚Vier Semester dranhängt‘. Seit vergangenem Jahr genoss er seinen Ruhestand, hauptsächlich auf Reisen mit Frau Barbara. Während sie ihre vier Kinder großzogen, hatten sie dafür keine Zeit. Den einmeterachtundsiebzig großen, sechsunsechzig Jahre alten, weitgehend schlanken, etwas rotgesichtigen Kall-Ede zierten aluminiumblonde Locken um eine Zentralglatze. Wenn er in Rage kam, redete er viel. Dann wippten die Löckchen, als wollten sie tanzen. Die Stammtischler hatten sich früh an den Anblick gewöhnen müssen, denn Kall-Ede war leicht erregbar. Wer es drauf anlegte, brachte ihn in Sekundenbruchteilen auf hundertachtzig. In ruhigeren Diskussionen pflegte er beim Reden zu nicken, wenn sein Gegenüber nicht alsbald Zustimmung erkennen ließ. Dafür legte er die Ohren nach hinten, wenn er etwas nicht glaubte. Oder wenn er etwas sagte, von dem er von vornherein annehmen musste, dass ihm die anderen widersprechen würden. Das taten sie oft, denn Kall-Ede fühlte sich vom Leben enttäuscht. Meistens argumentierte er ziemlich verbohrt. Und ruppig. Für seine Kumpels war er ein linkslastiger Grüner. Letzteres führten die Stammtischbrüder darauf zurück, dass er mit seinem Vater nur selten einer Meinung war. Aber was soll man machen? Lebensläufe passieren eben. Man kann sie nur begrenzt steuern.

Das Wartenhäuser Pils ist auch nicht unbedingt nach seinem Geschmack, aber in Hellenbach gibt es keine Weiße mit Schuss. Drei Stents brachten ihn nach einem Infarkt wieder auf die Beine.

„Tschja“, grübelte Gus und stützte den Kopf auf die gefalteten Hände, „ich komm auch zu keinem anderen Ergebnis.“ Nach längerem Zeigen eines ratlosen Gesichtsausdrucks meinte er: „Eigentlich müssten wir inzwischen Gewissheit haben, denn er müsste längst operiert sein.“ Dabei schüttelte er kaum merklich das Haupt und sächselte: „Ich versteh gar nich, dass noch geener nich angerufen hat.“ Karin sah ihn verstört an und holte dann die Getränke für die Neuankömmlinge. Als sie ein Glas Trollinger für Herrn Hain-Oberle neben Doktor Bredenfeldts Humpen mit Wartenhäuser Export stellte, versuchte er sie aufzumuntern, indem er langsam jedes Wort betonend sagte: „Auf alle Fälle haste nix falsch gemacht.“ Gus verdankte einen Großteil seines Bierbauches dem Wartenhäuser Export, denn Pils war ihm zu bitter.

Normalerweise ging es ziemlich laut zu, wenn sich die Stammtischbrüder in dem gemütlichen Erker begrüßten. Der Lärm drang jedoch nur gedämpft bis in die Gaststube, weil ein klug zu nennender Baumeister den Erker vor Jahrhunderten so in die Südostecke des ‚Golenen Eber‘ drangehängt hatte, dass er in zweieinhalb Metern Höhe über die Gehwege von Kirchgasse und

Hauptstraße ragte. Umgekehrt hörte man das, was in der Gaststube gesprochen wurde, am Stammtisch auch nicht. Jedenfalls, wenn normal laut gesprochen wurde.

Von seinem Platz hinter der Theke aus kann der Wirt, der in der Regel auch der Kellner ist, alles überblicken. Auch den Stammtisch in dem Erker, einen runden Eichentisch, der jedes Jahr eine neue, dicke, hellgelbe Lasur erhält. Um den Tisch herum bietet eine sechsfach geknickte, gepolsterte Eckbank sieben Stammtischbrüdern Platz. Sollten Gäste hinzustoßen, kann man noch zwei, zur Not auch drei Stühle davorstellen. Sechs schmale, hohe Fenster geben den Blick auf die Kreuzung frei. So hatte jeder von seinem Platz aus ein wenig Sicht auf die Straße beziehungsweise die Kreuzung vor dem Wirtshaus.

Hellenbach nannte sich ein im Prinzip unbedeutendes Sechzehntausend-Seelen-Städtchen im Osten Hessens. Relativ nahe bei dem Zaun, der die Republik in Angehörige des Wirtschaftswunders und in nach Freiheit lechzenden Hungerleidern geteilt hatte. Hätten nicht stattliche Fördergelder das Zonenrandgebiet für Betreiber von Klein- und Mittelbetrieben attraktiv gemacht, man hätte bei der Erwähnung von Hellenbach die Nase gerümpft. So konnte sich Hellenbach immerhin eine städtische Klinik und ein Gymnasium leisten.

Die Landschaft bot nur Hügel geringer Höhe, weshalb sich Land- und Forstwirtschaft mit wenig Personal und vielen laut knatternden Maschinen betreiben ließen. Die meisten Bewohner verdienten jedoch ihren Unterhalt in den nicht sonderlich großen Unternehmen, deren es eine ganze Reihe gab. Oder sie begaben sich zwecks Broterwerb nach Haarehausen, das gut elf Kilometer westlich als Kreisstadt fungierte. Haarehausen hatte mit knapp achtzehntausend Einwohnern bei der Gebietsreform den Sieg davongetragen. Die Straßen dorthin waren kurvig, weil um jede Wiese und jedes Äckerchen herumgefahren werden musste. Dafür garantierte der Straßenbelag, dass man schon bei mäßigem Tempo nicht einschlieft. Im Hellenbacher Stadtanzeiger wurde darob zuweilen Unmut geäußert.

Auch Altenbrücken, die nächste größere Stadt, erreichte man auf quälend anstrengenden Wegen. Die Autobahn nahm die Zonenrandler erst viel weiter westlich auf. Altenbrücken konnte zwar mehr als achtzigtausend Einwohner vorweisen, aber nur, weil es fast ein Dutzend Dörfer der Umgebung eingemeindet hatte.

Weil sich Fremde nur selten nach Hellenbach verirren, spielen Gasthäuser oder gar Hotels dort eine untergeordnete Rolle. Ein paar Kioske mit Sitzbänken unter dem vorgezogenen Dach wird man kaum als gastronomische Einrichtungen bezeichnen wollen. Dafür lungern aber auch nur selten mal ein paar Arbeitslose vor den Wasserhäuschen herum. Die weitaus meisten Leute gehen geregelter Arbeit nach. Deshalb verwundert es nicht, dass man zum ‚Goldenen Eber‘ gewiesen wird, wenn man nach dem stattlichsten Gasthaus im Ort fragt. Hundertfünfunddreißig Jahre befindet sich der ‚Goldene Eber‘ nun schon in Familienbesitz. Das bringt Verpflichtungen mit sich. Anfangs gehörten noch eine Metzgerei und ein kleiner Hotelbetrieb dazu. Aber das Hotel lief im Zonenrandgebiet schlecht, und als Wiemerts Frau Johanna über Nacht verschwand, wurden Hotel und Metzgerei geschlossen. Für die Gastwirtschaft brauchte man kein ausgebildetes Personal.

Zwei gegenläufige Treppen an der Hauptstraße führen zu einem hohen Podest, dem Hauptzugang zur Gaststätte. Dem Eingang gegenüber lädt die Theke mit einer Reihe von Barhockern davor zum Verweilen. Elf Vierertische, acht zur linken Hand und drei rechts, bieten vierundvierzig Gästen Platz. Links neben der Theke führt eine Schwingtür zur Küche, rechts geht es zum Saal. Davor mündet die Treppe des Hintereingangs neben der Garderobe. Gegenüber dem hinteren Eingang bringt eine Treppe die Gäste hinunter zur Kegelbahn und zu den Toiletten.

Die bereits anwesenden Stammtischbrüder nippten an ihren jeweiligen Getränken, verhielten sich aber ansonsten einsilbig, solange Gus mit Karin über die Blinddarmentzündung des Wirtes sprach. Ja, sie tuschelten nicht einmal hinter vorgehaltener Hand, weil sich das nicht ge-

hört hätte. Schorschio kam heute als letzter. Ihn wunderte, dass Gus offenbar die Aura des mentalen Mittelpunktes umgab und alle anderen – er nannte es später andächtig – dasaßen und die Augen aufrissen.

„Is was passiert?“, war seine Begrüßung und Gus antwortete: „Ich hoffe, die Sache geht gut aus.“

„Was is dann passiert?“, wollte Schorschio natürlich sofort wissen, und als man ihm erzählte, dass der Wirt, Kuno Wiemert, mit einer Blinddarmentzündung ins Krankenhaus gekommen sei, schüttelte er das Haupt, schnickte die linke Strähne seines mittig gescheitelten, weitgehend schwarzen Haupthaars in den Nacken und sagte: „Ei des kann doch net so schwer sein, rauszukrieje, ob einer was am Blinddarm hat oder net“, und Gus führte ihm die Situation vor Augen: „Wenn an einem deiner Kessel was nich funktioniert hat“, entgegnete er in leicht sächselndem Tonfall, „dann haste den Pott auseinandergeschraubt und drin rumgewühlt, bis du den Fehler gefunden hast.“ Nach einem gehörigen Zug aus dem Humpen fuhr er fort: „Aber wenn du so mit Patienten verfahren würdest, dann ginge dir rasch die zahlende Kundenschaft aus. Da muss man schon mit n’ bisschen mehr Grips rangehn. Aufschneiden darfstu einen Menschen erst, wenn ziemlich genau feststeht, was dem Betreffenden fehlt.“ Schorschio schnickte die Haarsträhne erneut aufs Hinterhaupt und meinte lakonisch: „Dann wern se’n halt operiere un dann steht er nächste Woch widder hinner der Thek.“

„Hoffentlich“, stimmte Haino zu. „Mir wisset nämlich net, in welcher Klinik er sich befindet.“

„Ei wieso dann das?“, wollte Schorschio wissen, und Gus erklärte, dass der Chefchirurg der Hellenbacher Klinik in Urlaub gefahren sei und der Stellvertreter bei einem Autounfall die Hand gebrochen habe. „So was gibt’s doch gar net“, meuterte Schorschio, aber die anderen nickten beipflichtend, dass es das eben doch gäbe.

„Ei dann biste ja direkt uffgeschmisse, wenn de in e Klinik musst“, zeterte Schorschio. „Un ich hab extra e Krankenzusatzversicherung abgeschlossen, weil ich mir gesacht hab, wenn’s ernst wird, kommste net bei en Niedergelassene, sondern in e Klinik.“

„Im Prinzip ist das ja auch so“, bestätigte Gus, „aber gegen derartige Ausnahmesituationen kann man sich halt nicht versichern.“

„Ein Krankenhaus bietet ganz andere Möglichkeiten“, belehrte Kahl-Krischan in seiner betulichen Art. „Da sind viele Spezialisten unter einem Dach, die zugezogen werden können, wenn Komplikationen auftreten.“ Gus fand das Prinzip Klinik auch deshalb vorteilhaft, weil sich der Arzt keine Gedanken um Urlaubsvertretung, um Personal, um Material und um Geräte machen muss. Das wird alles klinikintern organisiert. Der Niedergelassene muss diesbezüglich viele Nachteile in Kauf nehmen, selbst wenn er perfekt zu organisieren versteht.

„Un warum gibt’s dann so viele Niedergelassene?“, wurde Schorschio neugierig. „Die mache sich doch net den Stress, weil se in der Klinik besser aufgehobe wäre.“

„Die Krankenhäuser stehen oft unter kommunaler oder kirchlicher Verwaltung“, erläuterte Gus, „und da fehlt es an Professionalität. Den Kassenpatienten geht es da meistens miserabel. Private Kliniken sind in der Regel erheblich besser organisiert, und da verdienen die Ärzte, die Schwestern und die Pfleger auch ’ne ganze Ecke besser und die Patienten werden auch besser versorgt. Die Heilungschancen sind bei den Privaten in aller Regel deutlich größer.“

„Die meiste von dene Kommunale mache auch Jahr für Jahr Verluste“, warf Haino ein, „un da könne die kei große Gehälter net zahle.“

„Ärzte, die was auf dem Kasten haben, vor allem Fachärzte, machen lieber eine eigene Praxis auf, als sich den Gängeleien, den verrückten Dienstzeiten und der miserablen Bezahlung öffentlich betriebener Kliniken auszusetzen“, bekundete Gus ohne Euphorie und stützte den Kopf auf die gefalteten Hände.

„Die Lösung wären Gemeinschaftspraxen, bei denen ein Arzt, der dafür eine besondere Antenne hat, nichts anderes macht als Diagnosen“, schlug Kall-Ede vor. „Für die Therapie sind dann andere Kollegen zuständig. Alle könnten sich in Fortbildungskursen auf dem neuesten Stand halten. Wäre machbar, aber nur, wenn man von dem Bild des Arztes wegkommt, der mit großen Schritten und einer schwarzen Tasche von Haus zu Haus saust. Die jetzige Methode hat sich seit dem Mittelalter nur in Nuancen verändert. In der Chemie gibt es längst Spezialisten, die nur Analysen machen, denn für einen Synthesechemiker wäre es ein viel zu großer Aufwand, sein Analysenwissen ständig aktuell zu halten.“

Leseprobe 2 (Seite 74 - 81)

Wir brauchen keine ausufernde Diagnostik, sondern zutreffende Diagnosen

Joekey berichtete, dass man um die Jahrtausendwende mal eine Statistik gemacht hat, wie viele voneinander eindeutig unterscheidbare Krankheiten es gibt. Man kam auf rund dreißigtausend, woraufhin Gus sich ereiferte: „Die kann niemand alle kennen.“

„Das glaub ich dir gern“, stimmte Kahl-Krischan zu, „aber manche Ärzte tun so, als hätten sie den totalen Überblick.“

„Bei der Zählweise kommt es auch sehr darauf an, wie man das definiert“, protestierte Kall-Ede. „Harmlose Krankheiten, vorübergehende, chronische, tödliche, Infektionen, unfallbedingte Verletzungen, kriegsbedingte, erblich bedingte Krankheiten, sportlich bedingte, altersbedingte, und es gibt auch aus kosmetischen Gründen gewünschte medizinische Eingriffe. Kein Mensch fieselt das auseinander und rechnet das getrennt zusammen.“

„Die eingebildete haste vergesse“, machte Haino Kall-Ede auf einen Fehler aufmerksam.

Schorschio moserte dann noch rum, dass man dafür eine Grundversorgung, eine Normalversorgung, eine Ederversorgung und eine Spezialversorgung bräuchte und außerdem auch die Vorbeugung in so eine Kategorie einzuordnen sei. Nicht zuletzt auch wegen der Abrechnung. „Am kostengünstigsten verläuft eine Krankheit, die sich durch Vorbeugung vermeiden lässt“, behauptete er. „Wenn es gelänge, das per Vorsorgeuntersuchungen besser in den Griff zu kriegen, dann käme es zu echter Kostenersparnis.“

„Und was ist mit den seltenen Krankheiten?“, wollte Kall-Ede wissen.

„Das sind zwar zahlenmäßig die meisten“, gab Gus zu und glättete mit der Linken das Hemd vorm Bauch, „aber die kennt man hier am wenigsten, weil man die hauptsächlich in Entwicklungsländern antrifft. Damit beschäftigt man sich auch nur an den Universitäten, weil hiesige Firmen damit kein Geld verdienen können.“

„Ohne Computer sind so große Datenmenge, wie zu den seltene Krankheite gehöre, net mehr zu beherrsche“, vermutete Schorschio. „Und die Ärzte, die meine, sie käme ohne Computer aus, die mache dann oft Aussage, die man in der freien Wirtschaft als Fehldiagnose bezeichne dät.“

Gus hieb in dieselbe Kerbe: „Ich kann mich noch an Zeiten erinnern, da hat sich sogar der Ärztetag, das ist so eine Art Parteitag der deutschen Mediziner, gegen jede Art von systematischem Vorgehen in der Medizin ausgesprochen. In der Zeitung stand damals, dass der Ärztetag jede Art von Checklisten-Medizin ablehnt.“

„Das ist typisch für die Medizin in Germanien“, polterte Schorschio, „statt solider Handwerksarbeit wollen sie nach guter alte Patronatsmanier rundoktern wie im Mittelalter. Wie viel Leut dabei ins Gras beiße und wer den Pfusch bezahlt, is dene egal.“

„Gegn Skrupl san die immun wie a Frosch gegen Weihwasser“, greinte Joekey süffisant grin- send.

„Checklisten sind doch das A und O jeder Handwerksarbeit und jeder Dienstleistung“, ereifer- te sich Kall-Ede und legte die Ohren nach hinten. „Wenn sich ein Jumbopilot ins Cockpit set- zen würde, ohne vorher anhand der vorgeschriebenen Checkliste zu prüfen, ob der Vogel flugtauglich ist, wäre der nullkommanix seinen Job los. Und der Malermeister, der die Ge- genstände, die er zu seinem Auftraggeber mitnehmen muss, nicht auf einem Zettel stehen hat, sondern seinen Beruf ‚aus dem Kopf‘ betreibt, der wird sich ganz gewiss nie in die Riege der Spitzenverdiener verirren.“

Auch Gus äußerte eine Meinung, die sich nicht unbedingt mit seiner Branche vertrug: „Was ist so schlimm daran, wenn man sich bei Diagnose und Therapie an Leitlinien hält? Nichts macht einen Helfer auf Komplikationen oder Unvorhergesehenes schneller aufmerksam, als Abweichungen von der in einer Checkliste festgehaltenen Norm. Leider sind meine Kollegen bei Modernisierungen nicht unbedingt die Eifrigsten.“

Joekey verkündete: „Wenn ich Arzt wäre, würde ich ein paar Computer ins Wartezimmer stellen und jeden Neuen bitten, ein Formular am Bildschirm auszufüllen. Die Vorerkrankun- gen, die der da reinschreibt, wären für mich dann der Beginn seiner persönlichen Checkliste. Und ich würde Routinefragen beantworten lassen, die sicherstellen, dass nichts übersehen wird.“

„Mit’m Computer hab ich das noch nicht gesehen“, berichtete Gus, „aber manche Ärzte arbei- ten schon mit Formularen, die sie im Wartezimmer ausfüllen lassen. Das muss dann noch jemand in den Computer tippen. Damit habe ich in meiner Klinik auch angefangen, als die Leute immer mehr Krankheiten vom Auslandsurlaub mitbrachten, die hier kein Arzt kennt.“

„Dann wär’s ja das Gescheiteste, wenn sich die Ärzte international vernetze täte“, stellte sich Schorschio grüblerisch. „Ob’s in der Richtung auch schon Aktivität gibt?“

„Anfangs sehr zaghafte, aber inzwischen schon beherztere“, beteuerte Gus, „die meisten Aus- landsärzte sprechen jedoch Englisch und die deutschen eher Latein.“

„Das ist gut so“, begeisterte sich Joekey, „denn die alten Römer haben nicht so genuschelt wie die Amis. Deshalb ist die Gefahr von Missverständnissen geringer.“

„Es gibt auch ’ne Menge Krankheiten, über die nur sehr wenig bekannt ist“, gab Schorschio zu bedenken. „Deren Erforschung wird auch irgendwann mal angepackt werden müssen. Und das kostet dann wieder ’ne Menge Geld.“

„Und nicht zu vergessen die Kosten, die das Umdenken bei Ärzten und Betroffenen verursa- chen werden“, warnte Gus. „Bei den Kopfschmerzen ist der Prozess in vollem Gang“, fuhr er fort. „Erst hat man gesagt, die Leute sollen sich nicht so anstellen, dann haben sich einzelne Ärzte damit gebrüstet, dass sie soundsoviele Ursachen für Kopfschmerzen gefunden hätten, und irgendwann wird da auch mal ein System reinkommen, so dass man das in den Griff kriegt und gezielt behandeln kann.“

„Über Depressionen lacht man heute auch weniger als noch vor ein paar Jahren“, warf Kall- Ede ein, „obwohl man deren Ursachen noch immer nicht verstanden hat.“

„Und dann gibt’s ja auch Befunde, da weiß man überhaupt nicht, ob es sich um eine Krank- heit handelt oder ob man das woanders einordnen muss“, legte Schorschio nach.

„Wenn’s von selbst wieder weggeht, war es eine Krankheit“, erläuterte Gus, „und wenn’s dauerhaft bleibt, muss man es wohl unter den psychischen Störungen einordnen.“

„Ich kenn mehrere Leut mit dem so genannte Samaritersyndrom“, ließ sich Schorschio wie- der vernehmen. „Die blühen richtig auf, wenn sie jemand helfen können. Wenn’s nix

zu helfe gibt, sin die todunglücklich. Ich hab manchmal des Gefühl, helfe könne is für die wie en Rausch.“

„So Leut hat mer oft in der Politik“, nickte Haino in die Runde und verteilte die Luft über dem Tisch mit der Rechten.

„Und von der Kirche werden manche sogar heiliggesprochen“, entrüstete sich Kall-Ede, was ein paar zweifelhafte Gesichtsausdrücke zur Folge hatte.

„So wie die ungarische Adelige, die den Grafen Ludwig von Thüringen geehelicht hatte“, mokierte sich Haino, „die alles Wertvolle aus dem Schloss, wo se eingeheiratet hatte, nunner ins Dorf geschleppt hat un hat’s unner de Leut verteilt. Ob das alles Arme warn, wage ich zu bezweifeln. Da habe vermutlich auch viele die Hand aufgehalt, die’s net nötich hatte.“

„Arme waren des bestimmt net all“, moserte auch Schorschio, „der ging’s ja gar net nur ums Helfe, sondern auch um ihr persönliches Hochgefühl. Un des is für mich e psychische Störung.“

„Dees is auf der Wartburg gwesn“, mischte sich Joekey ein und fügte mit Nachdruck hinzu, „un die Schwiegermutter war hell entsetzt.“

„Das kann ich verstehe“, beteuerte Haino fast eine Oktave höher als sonst. „Wenn ich Sache verschenke, ohne Wissen der Eigentümer und ohne deren Zustimmung, dann is des schlichtweg Diebstahl. Die hat die Sache geklaut, um sich e wohliges Gewisse zu verschaffe.“

„Das Schlimme daran ist, dass die christlichen Kirchen Leute mit Samaritersyndrom noch anfeuern“, regte sich Gus auf. „Dabei sind das ganz arme Kreaturen mit unterentwickeltem Selbstwertgefühl, die mit ihrer aufdringlichen Hilfe nach Anerkennung suchen. Die gieren förmlich danach. Bei emotionsloser Betrachtung gehören Leute mit Samaritersyndrom in die Klapsmühle. Jedenfalls, solange die Störung noch nicht heilbar ist.“

„Die Politiker, die Geld verschenke, das ihne net gehört, sollt mer auch dahin schicke“, grollte Haino. „Weltverbessern bis der Geldgeber nichts mehr hat ist typisch sozialistisch. Das Problem mit den armen Leuten lässt sich aber nur mit kapitalistischen Methoden lösen, wie die Bundesrepublik nach’m Krieg eindrucksvoll vorgeführt hat.“ Haino musste sich mit einem tüchtigen Schluck Trollinger stärken, bevor er fortfuhr: „Wenn man jemand etwas gibt, ohne Gegenleistung zu verlangen, bringt man den nicht aus dem Schlamassel raus, sondern verlängert sein Leiden und nimmt ihm obendrein seine Würde. Nur Schmarotzer nehmen unverdiente Geschenke gerne entgegen, und zwar mit geheuchelter Dankbarkeit. Würde haben die sowieso nicht. Wenn alle arm sind, ist niemand geholfen. Des haben wir ja in der DDR gesehen. Wenn es aber allen gut geht – bis auf ein paar notorische Habenichtse, die es naturbedingt immer gibt –, verläuft das Leben für alle angenehmer. Gegen die Notorischen ist kein Kraut gewachsen. Aber die meisten Habenichtse kommen von selbst auf die Beine, wenn ihnen gezeigt wird, wie man es zu etwas bringt. Man kann ihnen zwischenzeitlich durchaus etwas leihen, aber sie müssen es zurückzahlen. Hilfe zur Selbsthilfe ist die Zauberformel, die aus der Armut führt, net bedingungslose Schenkerei.“

Kahl-Krischan tat ebenfalls seine Meinung kund: „Egal, ob Menschen mit Samaritersyndrom krank sind oder einen Gendefekt haben, sie dürfen nur etwas verschenken, was sie selbst erworben oder selbst hergestellt haben. Wenn die Eisenacherin die verschenkten Sachen selbst erarbeitet hätte, dann könnte man das als edle Tat loben. Sie hat aber der Familie ihres Mannes die Sachen ohne deren Einverständnis und Wissen geklaut, und das geht nicht. Selbst wenn ich Kranken oder anderen Hilflosen etwas gebe, muss das vorher mir gehört haben und nicht geklaut worden sein.“

Kall-Ede sah sich veranlasst, hierzu unbedingt einen Beitrag zu leisten, indem er verkündete: „Manche der in der Kirche Engagierten sind auch nicht viel besser als die gemeinen Verbrecher, die nicht zwischen Mein und Dein unterscheiden können. Die sprechen sogar krankhafte Diebe heilig.“

„Diebinnen“, warf Schorschio ein, „Heilige Diebinnen!“

Haino betrachtete die Dinge stets emotionsloser als seine Stammtischbrüder. Dieses Thema schien ihm jedoch besonders wichtig zu sein, denn er argumentierte ungewohnt ausführlich: „Ein großer Teil des Elendes dieser Welt kommt daher, dass es Leute mit ungebremstem Samaritersyndrom gibt, die für sich und ihr Handeln volle Anerkennung fordern, obwohl sie sich kontraproduktiv verhalten und eigentlich eingesperrt werden sollten. Die meiste gehöre genaunomme in die Klapsmühl. Stattdessen gebärden sie sich als Politiker, Mörder, Demagogen und anderes menschliche Ungeziefer. Es liegt meiner Meinung nach in der Natur der menschlichen Rasse, dass man einem anderen helfen will, wenn der in Not geraten ist. Verschuldet oder unverschuldet spielt dabei eine sekundäre Rolle, aber die spielt es auch. Es gibt aber drei grundlegend verschiedene Arten, wie man hilft. Der in Armut lebende Mönch oder der in Armut lebende Priester, der sein Leben ganz dem Helfen widmet, ist dabei der Glaubwürdigste. Der französische Priester Abbé Pierre und die aus Mazedonien stammende Mutter Teresa werden verehrt, weil sie sich ins Zeug gelegt haben, um anderen zu helfen. Ohne andere zu beklauen. Die häufigste Art der Hilfe kommt von Leuten, die sagen: 'Heute helfe ich dir, weil du in Not bist und ich in der glücklichen Lage bin, dir aushelfen zu können. Morgen hilfst du vielleicht mir, weil ich Pech hatte. Oder einem anderen. Das geht dann reihum. Jeder ist mal der Helfer und mal der, dem geholfen wird.' Dieses Helfen auf Gegenseitigkeit findet in gleicher Augenhöhe statt. Derjenige, dem geholfen wird, braucht keine Minderwertigkeitsgefühle zu entwickeln, weil er ja irgendwann auch helfen kann oder schon mal geholfen hat. Diese Hilfe ist sozial, weil sie niemand entwürdigt. Hilfe ist von Natur aus so gedacht, dass der andere kein Almosen bekommt, sondern Hilfe. Wenn möglich sogar Hilfe zur Selbsthilfe. Er muss sich dabei nicht schämen. Dann gibt es die Krankhaften. Die stets zur Stelle sind, wo Hilfe gebraucht wird. Sie helfen aber oft nicht wirklich, sondern fordern nur lautstark Hilfe von denen an, die angeblich helfen könnten, weil sie mehr besitzen. Die schreien nach den Besserverdienenden und raffen selbst zusammen, was sie kriegen können. Und wenn sie doch mal selbst Almosen verteilen, haben sie die Almosen vorher meistens irgendwo geklaut.“ Nach dieser langen Rede war ein neues Glas Trollinger vonnöten.

Leseprobe 3 (Seite 106 - 114)

Ein so verrücktes Vergütungssystem hat keine andere Branche

„Es gibt drei Methoden, wie der Patient die Arztleistung begleichen kann“, stellte Schorschio fest. „Entweder er zahlt bar oder er zahlt als Privatpatient, zum Beispiel als Mitglied einer Privatversicherung, oder er ist Mitglied einer gesetzlichen Krankenkasse, an die die Liquidation, wie sie die Arztrechnungen nennen, geht.“

„Es gibt auch viele Länder“, rief Kall-Ede in Erinnerung, „da zahlt der Patient alles bar, den Arzt oder die Klinik, die Apotheke und auch sonstige Leistungen. Die Quittungen reicht er dann bei seiner Versicherung ein, sofern er eine hat.“

„Das hängt von seiner finanziellen Situation ab“, ließ Haino verlauten. „In Amerika sind viele so reich, dass sie keine Versicherung brauchen.“

„Bei uns werden die Hartz-vierer am beste bedient“, greinte Schorschio. „Die krieje all mite-nanner erstklassige Behandlunge un der Steuerzahler löhnt.“ - „Der Patient zahlt auch manchmal selbst, wenn er die Dienste eines Homöopathen, eines Bachblütlers, eines Schamanen, einer Wahrsagerin und so weiter in Anspruch nimmt“, warf Gus ein. „So, wie er gegen Cash beim Bäcker die Brötchen kauft.“

Joekey griff das Thema in gewohnt dozierender Weise auf. „Unter Bismarck kam achtzehnhundertdreißig eine Krankenversicherung für Arbeiter zustande, die der Familie im Krankheitsfall des Ernährers helfen sollte. Das waren meistens Ungelernte, heut würde man sagen Geringqualifizierte. Die hatten nicht viel im Geldbeutel. In diese Kasse konnten aber Besserverdienende nicht eintreten. Warum, weiß ich auch nicht. Die haben dann entsprechende Einrichtungen auf privatwirtschaftlicher Basis gegründet, und die Ärzte haben den Privaten von Anfang an saftigere Rechnungen gestellt, weil die ja Besserverdiener waren. Den Ungelernten konnten sie nicht viel abknöpfen. Hätte ein Arzt nur Ungelernte behandelt, wäre er verhungert. Die Mitglieder in den privaten Krankenkassen waren vor allem Lehrer, Geistliche, Unternehmer und Beamte, und die konnten die höheren Arztrechnungen bezahlen, so dass auch der Arzt auf seine Kosten kam. Die Privaten ham anfangs nur in bar bezahlt.“

„Das mit dem Schröpfe von den Besserverdienende habe se net nur beibehalte“, grantelte Haino mit sichtlichem Widerwillen, „sondern noch verstärkt. Eigentlich müssten die Privaten niedrigere Beiträge verlangen als die Gesetzlichen, weil die Privaten viel effektiver organisiert sind. Aber weil die Privatpatienten wesentlich mehr bezahlen müssen als die Kassenpatienten, sin die Private so teuer wie die Gesetzliche. Das ist politisch gewollte Geldverschwendung!“

„Inzwischen zahlen die Kassenpatienten auch recht happige Beiträge“, bellte Schorschio. „Allein davon müssten die Ärzte schon fast fürstlich entlohnt werden, wenn alles mit rechten Dingen zuginge. Und dann gäbe es nicht mehr die geringste Rechtfertigung für die höheren Liquidationen der Privatpatienten. Da könnte man tatsächlich niedrigere Rechnungen erwarten, weil die privaten Versicherungen ja wesentlich effektiver wirtschaften als staatlich gegängelte Kassen. Den gesetzlich Versicherten wurde von Anfang an unterstellt, dass sie zu blöd sind, mit einer Versicherung abzurechnen“, vermutete Schorschio. „Da schickten die Ärzte ihre Liquidation lieber gleich an die Kasse.“

„Und so erfuhr der Patient nie, was seine Heilung gekostet hat“, nörgelte Joekey.

„Warum sollen nicht alle den gleichen Betrag für die Gesundheitsvorsorge zahlen?“, forderte Schorschio. „Für mich ist es völlig korrekt, wenn der Hilfsarbeiter genau so viel in die Krankenversicherung einzahlt wie der Fabrikdirektor. Beide können gleich krank werden und allen tut’s gleich weh. Also müssen sie auch den gleichen Beitrag einzahlen. Was hat der Lohn mit dem Gesundheitsrisiko zu tun? Oder meine Zinseinnahmen? Gar nix.“

„Zumindest für alle lebensbedrohlichen Risiken sollte pro Person der gleiche Betrag an eine echte Versicherung gezahlt werden“, schlug Haino vor. „Wenn diese Versicherungen im echten Wettbewerb zueinander stünden, dann würde man sich dort versichern, wo man das beste Preis-Leistungsverhältnis bekommt oder wenigstens zu bekommen glaubt.“ Ganz der Anhänger einer freien Marktwirtschaft. „Vergünstigungen sind darüber hinaus per Schadensfreiheitsrabatt möglich. Draufzahlen für besseren Service – nicht für bessere medizinische Versorgung während eines Krankenhausaufenthaltes – kann sich der Reiche dazukaufen, wenn er Lust hat. Und dass einer so wenig verdient, dass er sich die Vorsorge für Alter, Krankheit und Arbeitslosigkeit nicht leisten kann, das wäre in einer gesunden Gesellschaft – ich meine in einer rein kapitalistischen! – ein Skandal. Selbst der Straßenkehrer und der sonst wie Ungelernte muss von dem, was er bei Vollzeitarbeit verdient, leben und sogar eine Familie ernähren können. Alles andere ist ideologisch verkorkste Wurstelei. So was gibt’s nur im Mausechelsozialismus. Versicherungsmathematisch sind sozialistisch beeinflusste Beiträge Unsinn. Sie fördern nur Fehlentwicklungen, die das System unnötig teuer machen und Geringqualifizierte rauskicken. Geringqualifizierte sin au Mensche. Eventuelle Sozialkomponenten müssen über Gelder ausgeglichen werden, die man dem Steuerzahler abpresst. Net dem Beitragszahler einer Versicherung.“

„Wenn ich mich recht erinnere“, grübelte Kahl-Krischan, „dann ging es bei der Krankenversicherung anfangs gar nicht um die Arztkosten und den Krankenhausaufenthalt. Bismarck wollte, dass die Familie versorgt war, wenn der Ernährer krankheitsbedingt ausfiel.“

„Zu Bismarcks Zeiten waren diese Konstruktionen wie Krankenkasse, Tagegeld, Mitversicherung der Familienmitglieder und dergleichen durchaus ein Fortschritt“, erklärte Joekey und wischte sich den Schaum vom Mund, „aber des is hundertdreißig Jahr her. Da hätt mer schon mal was aktualisiern könnn. Reformstau sagt mer heut dazu. Dess die Ärtzt die Privatpatienten immer noch melken, fällt in die Kategorie Betrug. Aber ohne diese korrupte Konstruktion kämen viele Ärtzte nicht über die Runden. Akademiker wohlgemerkt, die a Vierteljahrhundert die Schulbank drückt ham. Weil der Skandal von der Politik über Jahre peu à peu aufgebaut worden ist, gibt’s da kein Echo in den Medien. Das Finanzielle müsst längst so geregelt sei, wie beim Bäcker, beim Metzger un beim Schuster. Da muss auch keiner seine Einkommensteuererklärung vorweisen, damit die Verkäuferin weiß, was sie dem Kunden für a Semmel, a Wurst oder a paar Schlappn berechnen soll. Stell dir mal vor, dein Dachdecker repariert was am Kamin, und dann will er deine Jahresbezüge wissen und deinen Kontostand, dann rechnet er den Preisnachlass für deine beiden Kinder aus und kommt am Schluss mit einer Rechnung, die doppelt so hoch ist wie die deines Nachbarn bei dem gleichen Schaden vor vier Wochn, weil der sechs Kinder hat.“

„Bei der finanziellen Versorgung der Familie gab’s vermutlich ’nen festen Betrag für jeden Tag, an dem der Ernährer ausfiel“, folgerte Kall-Ede, „und da interessierte es keinen, ob die Familie sechs oder zwölf Kinder hatte. Die Mäuler musste das Familienoberhaupt auch stopfen, wenn er nicht krank war.“

„Dass der Geringqualifizierte bei dem Bismarck Tagegeld gekriegt hat, damit die Familie net verhungert, wenn der Ernährer en Unfall hatte, das ist ja in Ordnung“, gab sich Schorschio milde, „awwer dass sogar heutzutage der Single genauso viel bezahlt wie der Vater mit elf Kinner, des kannste keinem intelligente Mensch verklickern.“

„Seit Bismarck hat es sehr wohl Veränderungen gegeben“, behauptete Gus. Er schien darüber aber nicht sonderlich glücklich zu sein, denn er fügte hinzu: „Die sich selbst verwaltenden Kassen- und Ärtzefunktionäre von Ärtztekammer, Hartmannbund und ‚kassenärztlicher Vereinigung‘ sind die Hauptblockierer aller Reformen im Gesundheitswesen. Die verhindern jedwede ungehinderte Konkurrenz unter Ärtzten, Kliniken und Krankenkassen und blockieren auch jedwede Entscheidungsmacht für Patienten und Versicherte.“

Dagegen protestierte Haino energisch: „Die Schuld an der Misere ist wohl am ehesten bei den Reglementierern zu suchen, die das Gesundheitswesen kaputtgemacht haben. Politiker hauptsächlich, vor allem die Gesundheitsminister, egal welcher Couleur und wie die alle hießen. Man sollte mal alle Lobbys und alle Lobbyisten in der Branche zusammentragen, dann bekäme man einen Überblick über die Ursachen des Reformstaus. Ich gäb gern zu, dess die meiste Ärtzte heut kompetent sin un au gelernt habe, effektiv zu arbeite, un dass nur des verrückte System an dem ganze Schlamassel schuld is.“ – Schorschio grinste: „Die Naivitätsbündel in der politische Oberklasse kriege ja schon nix gebacke, wenn se verstehn, um was es geht. Was soll da erst rauskomme, wenn se die Zusammenhäng net verstehn?“

„Hast du mal zusammengezählt, wie viele Gesundheitsminister Ärtzte waren?“, klopfte Gus auf den Busch.

„Oiner, soviel i weiß“, antwortete Haino, „der Fipsi Rösler.“

Daraufhin eröffnete Gus mit düsterer Miene: „Offenbar wird das Fachwissen aus der Ärzteschaft in der Regierung nicht sonderlich geschätzt oder man fürchtet sich davor. Wenn ich das Gesundheitswesen zu organisieren hätte, dann bliebe kein Stein auf dem anderen. Die Bestimmungen aus der Regierung gehen seit Jahrzehnten mit absoluter Zuverlässigkeit an den tatsächlichen Gegebenheiten vorbei.“

„Na ja“, konzedierte Haino leicht grinsend „Es war ja auch noch nie en Briefträger Postminister, koi Neger war je Entwicklungshilfeminister und zum Sozialminister habe se au noch koin Vorstadtpenner gewählt.“

„Bei den privaten Krankenkassen ist die Selbstbeteiligung seit eh und je gang und gäbe“, berichtete Kahl-Krischan, „und trotzdem schaffen sie es nicht, billiger zu sein als die Gesetzlichen.“

„Als damals die Techniker-Krankenkasse auch ein Selbstbeteiligungssystem einführen wollte“, nahm Schorschio den Faden auf, „da hat die damalige Gesundheitsministerin Ulla Schmidt Gift und Galle gespuckt. Die Solidarität würde kaputt gehe, hat sie gekrische, dem Wettbewerb und vor allem der Wahlfreiheit für die Versicherten würden Tür und Tor geöffnet. Was für ein Blödsinn. Als ob Wettbewerb und Freiheit in der Hölle ausbaldowert worde wäre.“

„Und die sozialistische Zwangssolidarität hat auch net viel mit solidarischem Verhalten zu tun“, ergänzte Haino achselzuckend. „Der Anreiz mit der Selbstbeteiligung kann nur gegenüber Einzelpersonen ausgeübt werden. Und dazu muss es sich um eine echte Versicherung handeln, in der jeder einzelne Versicherte individuell behandelt wird. Wenn, wie in der Gesetzliche, Familienmitglieder mitversichert sind, entsteht früher oder später Kuddelmuddel und die Sozis krieje Magekrämpf wege ihm Gerechtigkeitsfimmel.“

„Sie haben sich doch dann irgendwie geeinigt“, erinnerte sich Kahl-Krischan. „Ich glaube, dass seitdem nur die freiwillig Versicherten in der gesetzlichen Krankenkasse Selbstbeteiligungen abschließen dürfen.“

„Des is doch hinterfotzig“, brauste Haino auf, dass die Zornesader schwoll. „Dann fällt doch der entsprechende Arbeitgeberanteil weg. Auf so en Kuhhandel lässt sich doch kein intelligenter Mensch ein.“

„Deswegen hat ja auch kaum jemand Gebrauch davon gemacht“, beteuerte Schorschio.

Joekey zog ein breites Grinsen übers Gesicht als er feixte: „Wenn der Privatpatient mehr als das Doppelte an den Arzt zahlt wie der einfache Bürger, dann ist er doch hinterher auch doppelt so gesund. Ich weiß gar net, was ihr habts.“

Auch Schorschio fand das lustig und ulkte: „Mer muss sich des emal annerst erum vorstelle. Du versuchst Leuten aus Ländern, wo mer erst bezahlt un dann mit der Versicherung abrechnet, unser System klarzumache. Die fasse sich doch an de Kopp. Bei dene interessiert den Arzt nicht die Bohne, wie der Patient sei Geld wiederbekommt, ob der Schadensfreiheitsrabatte vereinbart hat, ob der Frau und Kinder hat, und ob der sonntags in die Kirch geht. Der stellt e Diagnose, kostet soundso viel, dann macht er e Therapie, kostet soundso viel, un den Endbetrag schreibt seine Vorzimmermiez uf die Rechnung. Basta. Dem erklärste jetz emal, du müsst dei Auto in die Werkstatt bringe, un der Meister verlangt von dir Auskünfte darüber, was du heut zu Mittag gegesse hast, dann will er dein letzte Bankauszug sehe un wisse, ob du in em Haus mit gerader oder ungerader Hausnummer wohnst, ob du verheirat bist un wie viele Kinner du hast. Dann entscheidet der, ob du für den Auspuff den einfache Preis bezahlt oder de doppelte. Genau so is unser Krankenkassensystem organisiert. Un wenn de des jemand aus em zivilisierte Land verklickern willst, dann hält der dich für bekloppt.“

„Stell dir mal vor, du wirst beim Metzger gefragt: Privat oder Kasse?“, johlte Kahl-Krischan, „da würdest du dich doch kaputt lachen und zur Konkurrenz gehen, wenn die Blutwurst privat teurer ist.“

„Du musst noch dazusage“, strahlte Haino Kahl-Krischan an, „dass er die Rechnung erst zum Quartalsende schicken kann, weil er nicht weiß, wie viel Blutwurst die Konkurrenz verkauft hat.“

„Und was ist mit Härtefällen?“, proletete Kall-Ede, woraufhin Schorschio – man könnte sagen betont grob – antwortete: „Der Staat kann seine heiß geliebten sozial Schwachen, wenn es denn unbedingt sein muss, beliebig komfortabel versichern, solange er dafür keine Steuergelder missbraucht. Er kann dem sozialen Looser von mir aus auch das soziale Lätzchen umbinden und ihn beim Füttern schaukeln und ein Lied vorsumme, awwer den normale Bürger, der weder finanziell klamm ist noch zu blöd, Formulare selbständig auszufüllen, den soll er gefälligst wie en erwachsene Mensch behandeln. Wenn der gemolke wird, heißt der nämlich Steuerzahler.“

„Un der Solidargedanke hat hier aber auch reinweg gaarnix verlore“, ergänzte Haino wutschnauwend.

„Pikanterweise geht der Solidargedanke im Gesundheitswesen nicht auf die Gewerkschaften zurück, sondern auf schwule, geldgierige Ritter in Mönchsorden“, steuerte Joekey aus seinem Geschichtswissen bei. „Bei Malta gibt es einen Felsen, auf dem der Malteserschwamm wächst. Die Heilwirkung ist zwar nicht doll, aber die Rittermönche haben damit ein dickes Geschäft aufgezogen. Im Mittelalter hatte man einen hohen Bedarf an solchen Kräutern, weil es in den vielen Kriegen viele Verwundete gab, die man für entsprechende Entlohnung heilen konnte. Der Malteser Ritterorden ist damals stinkereich geworden, hauptsächlich, weil er den Ort, wo die angeblichen Heilkräuter wuchsen, geheim hielt. Die Klöster haben auch schnell begriffen, dass man kräftig Kasse machen kann, wenn man sich in das Gesundheitswesen reinhängt. Die Klöster haben den Maltesern die Kräuter abgekauft und mit gehörigem Aufschlag an die Dienstherren der Patienten weiterverscherbelt. Aus angeblicher Barmherzigkeit bekamen die dann im Klosterkrankenhaus freie Kost und Logis. Damit hatte man die Kämpfer fest im Griff. Der Graf, Herzog, Fürst oder König, der seine Kämpfer schnellstmöglich wieder einsatzfähig haben wollte, hat mehr oder weniger widerwillig für Arznei, Kost und Logis gezahlt, und die Kirche stand plötzlich mit dem Monopol der Heilung auf Barmherzigkeitsbasis da. Die angebliche Barmherzigkeit haben die sich fürstlich bezahlen lassen. Und der Teil der Gaunerei, der nicht verschwiegen wurde, der spukt noch heute in den Köpfen vieler Sozialisten. Bonisäergedusel!“, schimpfte Joekey noch hinterher.

Leseprobe 4 (Seite 203 - 210)

Vorausschauendes Handeln ist eine Kunst, die man nicht den Laien überlassen sollte!

„Hätten wir keine verschwendungssüchtigen Krankenkassen, sondern nur sich gegenseitig scharf beobachtende Krankenversicherungen, dann wäre die Interessenlage automatisch so, dass die Kassen sich um Prävention bemühten“, äußerte Haino sichtlich gereizt. „Und zwar noch und nöcher. Auch das zeigt, wie falsch unser Gesundheitssystem aufgezogen ist. Der Ansatz muss rein kapitalistisch sein, wenn das Gesundheitssystem bezahlbar bleiben soll und die Leute trotzdem optimal medizinisch versorgt werden sollen.“ Dem stimmte man mehrheitlich zu.

Ohne den Einfluss der Politik wäre unser Gesundheitswesen weitaus besser. Behaupten jedenfalls viele Leute, denen man beim besten Willen keine verminderten Geistesgaben unterstellen kann. Wenn aber Gesundheitspolitiker neue Gesetze aushecken, dann kommt mit Sicherheit Unfug heraus, der auf verminderte Geistesgaben schließen lässt. Eine Zeit lang mussten die Mitglieder der Gesetzlichen zehn Euro Praxisgebühr lohnen, damit sie der Arzt überhaupt begrüßte. Der Quatsch ging von der irrigen Annahme ideologischer Schwachköpfe aus, die Patienten begäben sich freiwillig zum Arzt, weil sie sich da Krankheiten holen könnten oder weil das Wartezimmer geheizt ist oder man da 'nen kleinen Schnack halten kann oder kostenlos in Zeitschriften rumblättern. So blöd können nur Politiker sein. Die Leute, die öfter zum Arzt gehen, sind meistens ältere Leute und die gehen da nicht aus Jux und Dollerei hin, son-

dem weil die Ärzte sie von sich abhängig machen, um die Kassen zu melken. Ideologie ist ein von der Realität abweichendes Gedankengebäude, das auf falschen, zum Teil gelogenen, zum Teil falsch wahrgenommenen Informationen beruht. Daraus gefolgerte Schlüsse müssen zwangsläufig falsch sein, werden aber von dem Ideologen als einzige Wahrheit auf Erden begriffen. Wenn der dann über politische Macht verfügt, heckt der haarsträubende Gesetze aus.

„Mein Bruder muss seit Jahren zwölfmal zu verschiedenen Ärzten, damit die ihm Rezepte für Arzneien schreiben. Jedes Quartal einmal Hausarzt, einmal Augenarzt, einmal Urologe“, schimpfte Joekey. „Ob der Krempel nötig ist, weiß er natürlich nicht, aber wenn er's weglässt und es überkommt ihn ein Ungemach, kann's ja auch sein, dass die Tabletten ihn davor bewahrt hätten. Und dazu kommen dann noch Arztbesuche, wenn ihm mal wirklich was fehlt. Der würde seine Zeit viel lieber mit seinen Hobbys verbringen als in miefig öden Wartezimmern.“

Irgendwann hat mal so ne überkandidelte Gesundheitsministerin ausgeheckt, dass auch Mietinkünfte und Wertpapiergewinne zur Bemessungsgrundlage der Beitragshöhe herangezogen werden sollen. Als ob Mieter die Schuld an einer Erkrankung des Vermieters trügen. Die Tussi hat auch versucht, die privaten Kassen abzuschaffen und alle Bürger in die Gesetzlichen zu treiben. Das hätte die Beiträge in astronomische Höhen schießen lassen. Es war auch diese Gesundheitswachtel, die dafür gesorgt hat, dass der Arzt nur den Wirkstoff auf das Rezept schreiben darf. Der Apotheker soll dann die preisgünstigste Variante von dem Dreimal-täglich ausliefern. Weil die Galenik bei Tabletten ebenfalls wichtig ist, haben viele Pillen ihre Wirkung gar nicht entfalten können. Die Galenik sorgt nämlich dafür, dass der Wirkstoff an die Stelle im Körper bugsiert wird, die erkrankt ist. An der falschen Stelle wirkt er nicht, aber das haben sie der Gesundheitsministerin damals nicht gesagt. Wenn jetzt jemand behauptet, das hätte die Ministerin so nicht gewollt, dann frage ich mich, mit welchem Vorwissen die Ministerin denn Ministerin geworden ist. Weiß sie nicht, wie ein Arzneimittel funktioniert? Wie es entwickelt wird, wie es in der Wirkung optimiert und in den Nebenwirkungen reduziert wird? Und wie es im Körper an die richtige Stelle gelangt? Wer wählt denn so Leute in ein wichtiges Amt?

„Den Einfluss der Politik auf die Gesundheit der Bevölkerung könnte man vielleicht noch akzeptieren, wenn dort wirklich wichtige Maßnahmen getroffen würden“, lamentierte Joekey. „Aber davon sind wir weit entfernt. Zum Beispiel werden viele Bakterien gegen das von Fleming entdeckte Penicillin und inzwischen auch gegen viele andere Antibiotika resistent, weil raffgierige Massentierhalter von raffgierigen Tierärzten mit Antibiotika versorgt werden, damit Kälber und Küken schneller Fleisch ansetzen. Die einfältigen Reporter schiebens dann auf die Hygiene im Krankenhaus und prangern an, dass sich die Ärzte net genug die Händ waschn. Die resistentn Keime bringn aber die Patientn von dahoam mit. Da nutzts gaar nix, wenn sich die Ärzte die Händ waschn.“

„Ich hab noch nie gehört, dass ein Politiker diese Massenmörder zu bremsen versucht hat“, schimpfte Schorschio.

„Mit der Massentierhaltung hab ich auch so meine Probleme“, verriet Haino. „Wenn de da Bilder im Fernseh siehst, dann könntste glatt Vegetarier werde. Erst packen sie die Boxen mit Hühnern oder Schweinen voll, und dann spritzen sie ihr Viehzeug mit Antibiotika voll, damit in der Monokultur keine Seuchen ausbrechen. Die brechen natürlich trotzdem aus, weil Mikroorganismen stark mutieren und sich irgendwann auch eine resistente Abart des ursprünglichen Bakteriums durchsetzt. Gegen die hilft dieses Antibiotikum dann nicht mehr, und die Resistenten Vermehren sich brutal, weil ihnen das Antibiotikum die Konkurrenz vom Hals geschafft hat. Der Agrarlogik folgend lassen sich die Bauern dann vom Tierarzt ein anderes Antibiotikum verschreiben. Und damit geht der ganze Schlamassel wieder von vorn los.“

Irgendwann ist eine Mikrobe auch gegen das neue Antibiotikum immun, und dann spricht man von der Kreuzresistenz oder von multiresistente Keime.“ Haino hatte bildlich gesprochen Schaum vorm Mund.

Joekey erläuterte den Sachverhalt: „Der Alexander Fleming, der wo das Penicillin entdeckt hat, der hat schon damals gesagt, dass Antibiotika im Krankheitsfall nur in großen Dosen verabreicht werden dürfen, und zwar für einen sehr kurzen Zeitraum. Nur wenn der Zeitraum sehr kurz ist, also vier oder fünf Tage, höchstensfalls eine Woche, ist die Wahrscheinlichkeit gering, dass sich unter den Bakterien resistente Varianten durchsetzen können. Die Bauern haben aber inzwischen herausgefunden, dass ihre Viecher noch schneller wachsen, wenn man denen Antibiotika ins Futter streut. Monatelang. Da bilden sich immer mal resistente Keime, und die machen infizierten Patienten das Leben schwer, falls die's überhaupt überleben. Dass dadurch das Fleisch labberiger wird, macht nix. Die meisten Kunden verstehen eh nix von Fleischqualität. Die fressen alles, wenn's nur teuer genug ist. Ich bin dafür, alle Massentierhalter einzusperrern, wenn's net nachweisn könnn, dass ihr Viehzeug antibiotikafrei aufwachst.“

„Und Tierärzte, die man ab und zu in Massentierställen sieht, die sollte man auf Verdacht mit einsperren“, fauchte Schorschio. „Das sind doch potentielle Massenmörder.“ Die Haarsträhne bedurfte sehr vieler Schnickungen. „Da hätte sich auch die Politik drum kümmern müsse. Die Kopfballdesigner mache doch sonst so gern Gesetze.“

„Es ist ja nun nicht so, dass die Politik gar nichts tut“, wurde Kall-Ede aufsässig. „Immerhin hat sie den Risikostrukturausgleich zwischen den gesetzlichen Krankenkassen eingerichtet, der dafür sorgt, dass einzelne Kassen nicht deshalb finanziell schlechter gestellt werden, weil sie mehr kranke und alte Mitglieder haben als andere.“

Da kam er aber bei Haino an den Richtigen. „Des isch doch kei Errungenschaft!“, brüllte er, „des is ausgemachter Blödsinn.“ Man hatte Haino noch nie so erregt gesehen. „Der Umgang mit Risiko is das Hauptgeschäft von dene Versicherungsfritze. Wenn dene der Staat die Arbeit un des Risiko abnimmt, dann lege die de Füß hoch un warte, bis die Kass üwwerläuft.“ Haino verschluckte sich fast an seinem Trollinger, den er zur Abkühlung dringend benötigte. „Des isch doch versicherungstechnisch gesehe totaler Quatsch. Außerdem werde da jedes Jahr zweistellige Milliardebeträg hin- un hergeschowe, und wo viel Geld fließt, da greife die Geier des meischte ab“. Haino war außer sich ob so viel Dummheit. „Die Kasse brauche doch nur ihre Ärzte gege e kleine Gebühr, in andere Länder dächt mer von Korruption spreche, dazu anhalte, die Patiente regelmäßig kränker einzustufe, als se wirklich send, un dann rollt der Rubel von einer ordentlich geführte Kasse in en schmuddelige Topf un aus dem an e Kass, wo die Bosse jeden Abend de Champagner am vergoldete Swimmingpool saufet. Des is Bananerepublik pur un keine soziale Errungenschaft!“ In der Tat ließ sich nicht leugnen, dass überall, wo dicke Geldströme fließen, die Geier am Ufer sitzen und Umverteilung predigen. Das ist überall so, wo Staatsmonopole jedwedem Wettbewerb den Garaus gemacht haben.

„Am Anfang der großen Koalition, das muss so zwotausendundfünf gewesen sein“, ließ sich Joekey vernehmen, „da wollten sie die Krankenkassenbeiträge für Kinder aus Steuermitteln an die Kassen überweisen. Da ist zum Glück nix draus wordn, denn wenn man den Kassen Geld auf Verdacht gibt, zwacken die den größten Teil für sich selbst ab und den Rest veruntreuen sie anderweitig. Lineare Denkweise wäre, wenn man Arztrechnungen für Kinderbehandlungen direkt an den Finanzminister schickt und der zahlt an den Arzt oder die Klinik. Das würde den Verwaltungsaufwand mehr als halbieren, und die Möglichkeit, Geld beiseite zu schaffen, wäre gleich null.“

„Für die Politiker ist der Mensch eine Art Dreck“, äußerte Schorschio verdrießlich, „der sich ein halbes Jahr vor der Wahl in Stimmvieh verwandeln soll.“

„Die gesetzlichen Krankenkassen werden von manchen Politikern nicht als Unternehmen betrachtet“, grantelte Haino, „sondern als eine Art von Sozialeinrichtungen, was sie ganz sicher nicht sind. Es gibt nichts Unsozialeres als gesetzliche Krankenkassen. Ziehen ehrlichen Bürgern das Geld aus der Tasche, verjubeln es nach Herzenslust, womöglich sogar im Budapester Gellertbad, und wenn einer mal was braucht, muss er selber zahlen oder zumindest zuzahlen.“

Auch Schorschio zeigte keinerlei Begeisterung für Politiker, vor allem Gesundheitsminister: „Wenn’s nach denen geht, dann können so viele Patienten verrecken wie nur wollen. Hauptsache, es geht gerecht zu.“

Mit Einführung des Gesundheitsfonds verloren die Gesetzlichen die Möglichkeit, über die Höhe der Beiträge ihrer Mitglieder selbst zu bestimmen. Nun gilt der einheitliche Beitragssatz für alle, festgelegt von der Politik. So ähnlich wie in der DDR. Gut wirtschaftende Kassen sind angeschmiert, denn sie müssen ihren Gewinn über den Risikostrukturausgleich an die schlecht wirtschaftenden Kassen beziehungsweise die Champagner schlürfenden Vorstände der Pleitekassen mit ihren goldenen Swimmingpools abführen. Die Gesundheitspolitiker bilden sich nämlich ein, dass die Krankenkassen umso effizienter arbeiten, je größer sie werden. Das haut jeden Wirtschaftsfachmann kreuzweise aus den Socken, denn dass das auf Dauer zu sinkenden Beiträgen führt, ist so wahrscheinlich wie eine Sonnenfinsternis bei Vollmond. Größe bringt in erster Linie eine riesige, ineffiziente Verwaltung mit sich. Und die führt zu sinkendem Wettbewerb zwischen den Kassen, was die Preise ebenfalls treibt. So entwickelt sich das deutsche Gesundheitswesen in Richtung einer zentralistischen Staatsmedizin. Die logische Konsequenz ist irgendwann die Einheitskasse für alle. Dann lässt wirklich die DDR grüßen.

„Warum macht keiner mal ’ne Demo vor dem Gesundheitsministerium?“, fragte Kahl-Krischan. „Warum macht das Volk nicht mal Druck auf die Politiker außerhalb der Wahl? Wir können unsere Meinung immer nur alle vier Jahre oder so artikulieren, und dann haben wir genau genommen keine echte Wahl, sondern nur ein mögliches Zustimmung zu einem von mehreren Übeln.“

Joekey sah das auch so: „Was der Bürger wirklich will, das erfährt der Politiker ja gar nicht. Man sollte vor den Ministerien Demonstrationen abhalten und mit gut durchdachten Transparenten darauf aufmerksam machen, was der Bürger will. Wenn dann andere Bürger was anderes wollen, können die ja am nächsten Tag demonstrieren.“

Gus’ Handy klingelte wieder. Der Haarehausener Koordinator sagte, die Klinik in Forenberg hätte mit zwei Fahrzeugen ausgeholfen. Wo die die Patienten hingebracht hätten, wusste er aber nicht. Er vermutete, dass die nach Forenberg gebracht worden seien. Das wunderte Gus jedoch erheblich, denn nach seinem Kenntnisstand haben die in Forenberg gar keine Mannschaft, die eine Blinddarmoperation durchführen kann. „Nen Blinddarm kann ein Chirurg natürlich operieren“, sagte Gus, „aber wenn irgendwelche Komplikationen auftreten, sind die schnell mit ihrem Latein am Ende. In die Kliniken im Zonenrandgebiet hat man doch jahrelang nichts investiert. War doch zu nah an der DDR.“

Leseprobe 5 (Seite 212 - 218)

Kann man von korrupten Ärzten Heilung erwarten?

Joekey schimpfte oft auf korrupte Ärzte. In diesem Zusammenhang zitierte er zuweilen den amerikanischen Medizinprofessor und ehemaligen Chefredakteur einer medizinischen Fachzeitschrift, Jerome Kassirer. „Der Kassirer hat geschrieben, dass er während seiner Zeit als Chefredakteur beobachtet hat, wie Ärzte zunehmend von der Pharmaindustrie geschmiert wurden. Und sich ham schmiern lassn!“, rief er im Zorn. „Ursprünglich war es nämlich so, dass nur Fachleute ohne mögliche finanzielle Interessenkonflikte Übersichtsarbeiten für Fach-

blätter schreiben durften. Die Forschung der Ärzte, die Artikel über ihre Arbeit in einer Fachzeitschrift veröffentlichten, durfte nicht von Firmen unterstützt werden, die auf diesem Gebiet tätig waren. Diese Ärzte durften auch nicht als Berater für solche Firmen arbeiten.“ Joekey musste mal kurz einen Schluck Weißbier zu sich nehmen, um danach fortzufahren: „Der Kassierer hat dann geschrieben, dass ihn zuerst die Hoechst Pharma angesprochen hat. Für jeden Vortrag bekam er siebenhundert Dollar. Nach einiger Zeit ham die dann die Katzn ausm Sack gelassn un gsagt, dass er mehr bekommt, wenn er bei jedem Vortrag mindestens einmal das Produkt der sponsernden Firma nennt, nämlich Lasix. Der hat das empört abgelehnt, und hat seitdem schlechte Karten in seinem Beruf.“

„Heut laufen auf jedem Symposium und auf jeder Konferenz Ärzte mit T-Shirts, Taschen oder Regenschirmen rum, auf denen Reklame für Medikamente geschoben wird“, entrüstete sich Gus. „Wie wandelnde Litfasssäulen laufen die rum.“

„Dass das unanständig ist“, räusperte sich Haino, „des is dene doch auch klar. Un dass sich so was net lang durchhalte lässt, wisse die doch mit Sicherheit auch. Mache die des immer noch?“

„Nadürlich nich“, versicherte Gus entrüstet und glättete das Hemd vorm Bauch mit Eifer. „Wenn’s um so verbrecherische Machenschaften geht, lassen die sich alle Nase lang was Neues einfallen. ’ne Zeit lang hieß die Masche Anwendungsbeobachtung. Da musste jeder Arzt mit denen nen Vertrag abschließen und über die Wirkung des Medikamentes an den Hersteller berichten. Dafür bekam er Geld. Dass solcherlei Informationen keinen wissenschaftlichen Wert haben, weil direkte Vergleichsmöglichkeiten fehlen, weiß jeder Arzt, der sein Examen ordentlich abgelegt hat, nadürlich. Viele ham das Geld trotzdem genomn.“

Joekey lehnte sich zurück und berichtete, dass er, wie alle anderen Pharmareferenten auch, von seiner Firma angehalten wurde, Ärzten allerhand Geschenke zu machen, sie zum Essen einzuladen, zu Konferenzen, zu Reisen und gut bezahlten Vorträgen. „Aber ich hab das abgelehnt“, verkündete er stolz. „Un des hat mein Chef mir net übel genomn. Die ham sich unter Druck gesehn, aber die ham auch mein Standpunkt respektiert. Ob’s heut noch so laufn däht, des woas i fei net.“

Gus meinte, dass der Gesetzgeber diese Praktiken unterbinden sollte, woraufhin Haino gluckste: „Bis die Betonhirne ihr Ei gelegt habe, hat die Generikaindustrie längst e neu Lumperei ausgeheckt.“

Kall-Ede dachte an eine andere Art der Korruption im Gesundheitswesen. „Dass Ärzte und Zahnärzte gelegentlich falsch abrechnen, das hat man ja nun auch schon oft genug in der Zeitung gelesen. Es werden zwar nicht alle falsch abrechnen, vielleicht sogar nur wenige, aber sie richten in den Börsen der Beitragszahler beträchtliche Schäden an. Schätzungen gehen von vier bis über zwanzig Milliarden pro Jahr aus. Je nachdem, wer schätzt. Wenn ein Arzt die Krebsvorsorgeuntersuchung eines vor über einem Vierteljahr Verstorbenen abrechnet, ist das schon peinlich.“

„Wenn der Arzt einem Privatpatienten so eine getürkte Rechnung schickt, dann wird der Beitragszahler geschädigt“, erklärte Joekey. „Da haste recht. Aber der sieht ja die Rechnung und kann sie beanstanden. Aber wenn der Betrug Kassenpatienten betrifft, die davon ja gar nichts erfahren, dann wird die Gesamtsumme in dem Topf anders verteilt und der Betrüger schädigt eigentlich nur seine Kollegen. Und die könnten sich gegen so was durchaus wehren, wenn sie dahinterkommen. Tun sie aber nicht, und da fragt man sich doch tatsächlich, warum die sich nicht zur Wehr setzen.“

„Dene wird’s aber auch besonders leicht gemacht“, betonte Haino mit grummelndem Bass. „Weil der Arzt dem Patienten keine Rechnung in die Hand drückt, die er mit seiner Versicherung abrechnen kann, erfährt der Patient net, was es gekostet hat, und weil die gesetzliche Kran-

kenkasse von der ‚kassenärztliche Vereinigung‘ nur erfährt, wie viel sie zahlen soll, aber net wofür, un ob die Leistung, falls sie denn überhaupt erbracht worde is, auch nötig war, is doch jede Art von Kontrolle ausgeschaltet. Mer müsst umgekehrt argumentiere, dass jeder Arzt, der net betrügt, sich un seine Familie schädigt.“

In Joekeys Stimme hörte man Bitterkeit mitschwingen, als er sagte: „Kein Wunder, dass sich Ärzte und Apotheker gegen jede Änderung im Gesundheitssystem sträuben. Jedenfalls die, wo betrügen. Frösch sin auch dagege, wenn mer ihn Teich trockelege will.“

„Wenn wir mal annehmen, dass die Korruption den Beitragszahler zwanzig Milliarden im Jahr kostet“, rechnete Kall-Ede vor, „dann sind zwanzig Milliarden durch achtzig Millionen rund zweihundertfünfzig Euro im Jahr. Für ’ne vierköpfige Familie en Tausender.“

„Dass in em verkorkste System jeder an sich zu raffé versucht, was geht, is ja normal“, brummte Haino, „un dass der Gesetzgeber einschreite muss, wenn er wiedergewählt werde will, auch. Aber wenn die Politiker sich endlich auf irgend so e hanebüchene Konstruktion geeinigt habe, dann hat die Gegenseite längst was Neues ausgebrütet. Jetz hört mer immer wieder mal murmeln, die niedergelassene Ärzte bekäme Zuwendunge von de Klinike, wenn se dene Patiente zuschanze. In keinem anderen Beruf is so was möglich, jedenfalls dann, wenn der Staat sei Finger net drin hat. Wenn da einer Gaunereie macht, ziehe die Konkurrente dem ganz schnell die Löffel lang.“

Dass das deutsche Gesundheitssystem, so sehr es von manchen Ausländern auch gelobt wird, durch und durch marode ist, hat sich inzwischen herumgesprochen. Leidtragende sind die Beitragszahler, die Ärzte und das medizinische Personal sowie die Patienten und die forschenden Pharmafirmen. Absahner sind die ‚kassenärztlichen Vereinigungen‘, die gesetzlichen Krankenkassen und auch ein Großteil der privaten Krankenversicherungen sowie die Generikahersteller. Generika nennt man Arzneimittel, deren Patentschutz abgelaufen ist. Irreführenderweise werden sie auch zuweilen Nachahmerpräparate genannt. Der Wirkstoff darf aber nicht nachgeahmt werden, weil die Zulassung nur für den echten Wirkstoff erteilt wurde. Die Generikafirmen verwenden also den Originalwirkstoff, vermischen ihn aber mit hauseigenen Dividendenpulvern, hauptsächlich Milchzucker. Kilopreis um die fünf Euro. Oft ist die Menge an Wirkstoff so gering, dass man ihn kaum sehen würde. Mit viel Hilfsstoff vermischt und zur Tablette gepresst kann man das Arzneimittel dann überhaupt erst anfassen. Außerdem sorgen diese Hilfsmittel nicht selten dafür, dass der Wirkstoff an die richtige Stelle im Körper gelangt. Wenn Patienten über Nebenwirkungen klagen, wird das sofort auf die Wirksubstanz geschoben. Die kann’s aber gar nicht sein, denn die ist immer dieselbe. Die Nebenwirkungen können nur von den Hilfsstoffen kommen, von denen jede Generikafirma einen anderen in die Arznei hineinsudelt. Patienten mit Laktoseunverträglichkeit bekommen natürlich Generika mit teureren Hilfsstoffen.

Als Karin wieder in die Nähe des Stammtisches kam, bestellte Gus noch ein Bier und zählte für sich auf: In Hellenbach ist der Chefchirurg in Urlaub und der Stellvertreter verunglückt. Also wird der Herr Wiemert nach Haarehausen gebracht. Dort hat inzwischen ein Lastwagen größeres Unheil angerichtet, und sie versuchen, alle Neuzugänge nach Altenbrücken zu schicken. Dafür haben sie nicht genug Krankenwagen und leihen sich zwei in Forenberg aus. Einer davon bringt den Kranken nach Altenbrücken. Weil aber ein Arzt helfen wollte und deshalb nicht der Dienstweg eingehalten wurde, liegen denen in Altenbrücken falsche Informationen vor. Der Herr Wiemert aus Forenberg könnte durchaus der Wirt des ‚Goldenen Ebers‘ aus Hellenbach sein, nur nicht ordnungsgemäß dokumentiert. Wie muss er seine Fragen formulieren, damit er den Sachverhalt aufklären kann?

„Wir haben auch noch nicht berücksichtigt, dass sich manche Arbeitnehmer mal ne Woche krank melden, obwohl sie es gar nicht sind“, fiel es Kahl-Krischan ein. „Die belasten doch auch die Krankenkassen auf Kosten der Ehrlichen.“

„Das gibt's natürlich auch immer noch, aber längst nicht mehr so viel wie früher“, versicherte Joekey. „Heutzutage sind die meisten wirklich krank und brauchen Hilfe. Natürlich gibt's immer noch ein paar Schlitzohrn, die sich krankschreibn lassn, wenn's des Wohnzimmer tapezieren wolln. Für mich is des auch a Art von Korruption. Die gibt's net nur bei den Staatsdienern, sondern überall, wo aaner über Gelder oder andere Werte verfügn kann, die ihm net selber gehörn.“

„Wenn's in der Wirtschaft mal nich so läuft“, argumentierte Kall-Ede und setzte eine bedeutende Miene auf, „dann fällt der Krankenstand rapide, weil die Leute Angst haben, krank zu feiern oder blau zu machen. Und da schleppt sich so mancher ins Geschäft, der eigentlich unter die Bettdecke jehört, weil er Angst hat, seinen Arbeitsplatz zu verlieren.“

„Ich glaub auch“, grübelte Schorschio, „dass der Krankenstand in wirtschaftlichen Krisenzeiten so rapide fällt, weil die Leute Angst haben blau zu machen.“

„Des is nur die halbe Wahrheit“, räusperte sich Joekey. „Bei den vielen Entlassungen, die in Krisenzeiten um sich greifen, versuchen die Firmen logischerweise möglichst viele von den notorischen Krankfeierern loszuwerden. Die Vorgesetzten san ja auch net all blöd. Von den Blaumachern können die sich besonders leicht trennen, weil die eh net viel schaffn. A Firma, die in dere Hinsicht kei Listn net führt, die macht net bsonders lang.“

Gus erinnerte sich plötzlich, dass die Frau in Altenbrücken gesagt hatte, dass ein Herr dieses Namens aus Forenberg eingeliefert worden sei. Wenn da im Computer nur oberflächlich nachgesehen worden ist, dann könnte ...? „Hat dein Vater irgendwelche körperlichen Merkmale, an denen man ihn identifizieren kann?“, fragte er Karin, die daraufhin heftig erschrak. „Nein“, versuchte Gus sie zu beruhigen, „ich könnte mir vorstellen, dass der Herr Wiemert aus Forenberg im Altenbrücker Krankenhaus dein Vater ist. Wie lässt sich das klären?“

Leseprobe 6 (Seite 218 - 230)

Mach mal einem Gesetzmacherfritze klar, dass die Arznei nicht vom Himmel fällt

Als man die Menschheit per Aderlass und Knoblauch heilte, war der Erfolg zwar gering, aber die Kosten hielten sich in Grenzen. Seit man für jede Krankheit ein zielgenaues Medikament einsetzt, kostet's schon eine ganz erkleckliche Menge mehr. Wenn Medikamente Wirkung zeigen, haben sie auch Nebenwirkungen. Die Kunst des Pharmazeuten besteht darin, Medikamente mit hoher Wirkung und geringen Nebenwirkungen zu finden. Weil der menschliche Körper so wahnsinnig kompliziert ist, geht das nur durch ausprobieren. Das dauert leider ziemlich lange – und wenn der Pharmazeut nicht verhungern will, dann braucht er für seine Arbeit auch Geld während der Zeit, in der er noch nicht liefern kann. Es sei denn, er hat genug Kapital auf der hohen Kante. Den Lohn für seine Mühe bekommt er aber nur, wenn er im Erfolgsfalle das Ergebnis seiner Forschung eine angemessene Zeit lang vor der Konkurrenz zu schützen vermag. In der westlichen Welt geschieht das über Patente, in anderen Kulturkreisen bedient man sich anderer Methoden, zum Beispiel in China.

„Das Problem ist die Patentlaufzeit“, behauptete Schorschio. „Im Schnitt kostet heute das Finden des richtigen und Aussortieren der unwirksamen Medikamente, das Synthetisieren, Prüfen auf Wirksamkeit und Überprüfung der Nebenwirkungen achthundert bis neunhundert Millionen Euro. Pro Medikament. Wenn das fertige Medikament an hunderttausend Leute verkauft wird, muss der Hersteller von jedem neuntausend Euro verlangen, damit er gerade noch nichts verdient hat. Kaufen hunderttausend Patienten zehn Jahre lang jedes Jahr das Medikament, dann brauchen sie nur neunhundert Euro pro Jahr hinzublättern und wenn das Medikament zwanzig Jahre lang gekauft würde, müsste jeder nur vierhundertfünfzig Euro pro

Jahr ausgeben.“ Schorschio nahm einen herzhaften Zug aus der Tulpe und fuhr dann fort: „Wenn man die Möglichkeiten des Patentrechts voll nutzt, kann man es auf eine Patentlaufzeit von zwanzig Jahren bringen. Die Laufzeit beginnt, wenn ein Wirkstoff gefunden und zum Patent angemeldet ist. Das muss früh geschehen, denn wer zuerst anmeldet, bekommt das Patent. Der zweite Sieger und alle anderen gehen leer aus. Bis dann aber Wirksamkeitsprüfungen, Suche nach Nebenwirkungen, Tierversuche und klinische Prüfungen abgeschlossen sind und das Medikament es bis in die Apotheke geschafft hat, gehen in der Regel fünfzehn bis sechzehn Jahre ins Land. Selten bleibt einem neuen Medikament mehr als fünf Jahre Zeit, die Unkosten hereinzuholen. Oft sind es nur drei oder gar zwei Jahre. Dann müsste die Pharmafirma von jedem Patienten, der das Medikament einnimmt, viereinhalbtausend beziehungsweise dreitausend Euro verlangen, um die entstandenen Kosten gerade wieder hereinzuholen. Verdient hat sie dann aber noch nichts.“ Schorschio musste einen tiefen Zug aus der Tulpe nehmen und die Schnittlauchlocke ins Genick schlenzen, bevor er fortfahren konnte: „Dass sich die forschenden Pharmafirmen dabei auf Medikamente konzentrieren, für die es genug zahlungsfähige Patienten gibt, versteht sich von selbst. Die Entwicklung von Medikamenten für seltene Krankheiten wäre sträflicher Leichtsinn, denn die müssten zu abartig hohen Preisen verkauft werden, um die Entwicklungskosten wieder reinzuspielen. Und das zahlt keine Kasse und kein Patient.“

„Seltene Krankheiten sind Themen für Universitäten und ähnliche Hochschulen“, stellte Haino klar. „Nicht für Pharmafirmen oder sonstige Privatleute. Die Unis können doch auch die Therapie für solche Krankheiten entwickeln. Die kriegen ihr Geld eh vom Staat und müsstet net vom Umsatz leben. Des Ergebnis ihrer Bemühungen muss doch net nur als Publikation in eurer Zeitschrift ende. Die könntet doch auch mal e paar Pille herstellen und im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Arbeit an die Betroffenen verteilen.“

Gus erzählte: „Viele kleinere Pharmafirmen haben die Forschung ganz eingestellt, weil das Risiko zu hoch ist. Die meisten haben sich auf Generika umgestellt, Arzneimittel mit abgelaufenem Patentschutz. Da ist die Wirksubstanz identisch, aber jeder wurstelt dann noch ein eigenes Pülverchen hinein, damit er dem Generikum einen eigenen Namen geben kann. Dreißig verschiedene Namen für Medikamente mit ein- und demselben Wirkstoff sind keine Seltenheit.“

„Der Wert eines Arzneimittels liegt in seiner Heilkraft“, ließ sich Joekey vernehmen, „und damit in dem Wissen, das per Forschung und Prüfungen in es hineingebracht worden ist. Der Materialwert ist dagegen vernachlässigbar. Nahezu Null. Pfennigbeträge hätte ich früher gesagt. Generika haben keine Forschungskosten“, sagte Joekey, wobei er das Wort ‚keine‘ besonders betonte. „Die Generikafirmen müssen kein Geld für die Prüfungen ausgeben, und die Produktion kostet bestenfalls Peanuts. Bei vielen kostet die Herstellung der Verpackung mehr als der Inhalt. In einer Pillenschachtel sind selten mehr als zwei Gramm drin. Maximale Herstellkosten dreißig bis achtzig Cent. So eine Pille besteht nur selten aus reiner Wirksubstanz. Meistens ist noch jede Menge Milchzucker oder ein anderes Dividendenpulver drin, von dem das Kilo selten mehr als vier Euro kostet. Selbst wenn der Beipackzettel in Gedichtform abgefasst wäre und der Schachtelaufdruck aus Blattgold bestünde, käme man selten über drei Euro Herstellkosten für ein Medikament hinaus. Dass der Krempel dann für zwanzig, dreißig oder gar fünfzig Euro über die Apothekentheke geht, ist eine Unverfrorenheit, und fünf Euro Zuzahlung sind eine Frechheit, die an Bodenlosigkeit kaum zu überbieten sein dürfte.“

Haino machte es stutzig, dass die Pharmafirmen und die Generikafirmen untereinander nicht spinnefeind sind. „Angesichts von tausendprozentigen Gewinnmargen auf der einen Seite und mickriger Erlöse bei den Forschenden ist das unverständlich“, knurrte er in tiefstem Bass. Joekey meinte, dass manche Forschende nebenher Generika vertreibt, um über die Runden zu kommen. Das könnte zur gegenseitigen Duldung beitragen.

„Wahrscheinlich verlangen die Stada, Novartis, Ratiopharm und Co irgendwann noch Subventionen für die Beipackzettel“, unkte Kahl-Krischan, woraufhin Schorschio jaulte: „Und es gibt genug verbrecherische Hinterzimmerdemokrate, die dene die auch noch zuschustern.“

„So schlimm kann's doch gar nicht sein“, wandte Kall-Ede ein, „Für Arzneimittel ist doch schon vor Jahren die Laufzeit um fünf Jahre verlängert worden.“

Das rief jedoch Joekeys heftigsten Protest hervor: „Gegen die Laufzeitverlängerung haben sich die Generikafirmen einen ganz fiesen Trick ausgedacht. Die lancieren die Behauptung, es seien gravierende Nebenwirkungen beobachtet worden, in die Medien. Dann sperrt die Behörde das Medikament, bis die Sache untersucht ist. Bis der Hersteller die aus der Luft gegriffene Behauptung dann mit weiteren Tests und klinischen Prüfungen widerlegt hat, gehen locker mal wieder fünf Jahre ins Land. Dann erlischt der Patentschutz, und die Generikafirmen fallen über das Medikament her wie die Heuschrecken. Die forschenden Firmen bleiben nach wie vor auf ihren Kosten sitzen.“

„Dene würd ich Beine mache!“, schimpfte Schorschio. „Wenn sich die Behauptung mit den Nebenwirkungen als falsch erweist, würde ich den betreffenden Generikafirmen faustdicke Strafen aufbrummen. Bis hin zur Existenzvernichtung!“, krakeelte Schorschio und widmete sich intensiv dem Schnicken seiner Haarsträhne.

„Die Krux liegt in unserem in die Jahre gekommenen Patentrecht“, schimpfte Haino. „Ein neues Computerprogramm veraltet spätestens nach zwei Jahren. Ein neues Medikament veraltet erst nach Jahrzehnten. Auf beide wird aber der gleiche Urheberschutz angewendet. Würde der Patentschutz bei Medikamenten erst mit der Zulassung am Markt beginnen, würde das gesamte Gesundheitswesen billiger, weil sich das Hereinholen der Forschungs- und Entwicklungskosten bis auf zwanzig Jahre verteilt statt auf zwei bis allenfalls fünf.“

„An der Sache ist noch etwas ganz anderes oberfaul“, entrüstete sich Joekey. „Weil neue Medikamente wegen dem verkorksten Patentrecht so abartig teuer sein müssen, verlangen die Generikahersteller viel zu hohe Preise. Die würden an einem Generikum noch klotzig verdienen, wenn sie es für zwei Euro verkauften, für das die forschende Firma zweihundert Euro verlangt hat – und womöglich selbst damit nicht zurecht gekommen ist. Wenn die Generikahersteller dann ‚nur‘ hundert Euro verlangen, jubeln die gesetzlichen Kassen, weil sie denken, sie bekämen was geschenkt. Dass sie immer noch achtundneunzig Euro zu viel berappen, scheinen sie nicht zu kapieren.“

„Falls die das überhaupt kapiere wolle“, brummte Haino. „Vielleicht gibt's da auch dunkle Kanäle, durch die was fließt, was da net fließe sollt?“

„Die meisten forschenden Pharmafirmen haben längst die Lust an Neuentwicklungen verloren“, bedauerte Gus. „Und wenn die dusseligen Gesetzgeber nicht endlich eine Lösung finden, dann wird es immer weniger Neuentwicklungen geben.“

„Die ganz großen Firmen haben eine Lösung gefunden“, war die Botschaft, die alle aufhören ließ. Joekey erläuterte: „Die hängen an ihren Wirkstoff 'ne Methylgruppe oder sonst was Unnötiges dran und melden ein neues Patent an. Das bringt dann wieder ein paar Pimperlinge in die Kasse und dann machen sie wieder 'ne winzige Änderung, die fürs nächste Patent reicht, aber für den Patienten völlig nutzlos ist. In unserer Branche nennt man das Evergreening“, und nach einem gebührenden Zug aus dem Weißbiertglas sang er: „Es grünt so grün, wenn Forscher Pillen drehn.“

„Weil sich die Forschung für die Pharmafirmen nicht mehr lohnt, sind die Bio-Technologie-Firmen wie Pilze aus dem Boden geschossen“, wurde es Kahl-Krischan schlagartig klar. „Erst wenn Morphosys, XY Biotech, Hintzon und Kunzon und wie sie alle heißen, Erfolge vorweisen können, kaufen die Pharmafirmen die Rechte auf oder gleich die ganze Firma. Die Risi-

ken tragen die Start-ups. Klappt's, verkaufen sie mit riesigem Gewinn an eine große Pharmafirma, klappt's nicht, verschwinden sie vom Markt, und keiner weint ihnen eine Träne nach.“

„Wenn der Anreiz mit dem Gewinn-Erwirtschaften fehlt, dann machen die eben keine Erfindungen mehr“, stellte Schorschio lakonisch fest. „Dass das kein Anreiz für fortschrittliche Innovationen ist, müsste selbst ein Kommunist mit dem IQ einer Schildkröte kapiern.“

„Manche Leut stelle die Situation so dar, als könnte die forschende Pharmafirma ihre Arznei verschenke“, bruttelte Haino. „Wenn die forschende Pharmaindustrie den ärmeren Ländern, die Medikamente wie Aidsmittel schenken würde, käme das investierte Geld nicht mehr herein“, war Haino überzeugt. „Bei den ärmeren Ländern besteht außerdem die Gefahr, dass sie die Medikamente nicht kostenlos an ihre notleidende Bevölkerung weitergeben, sondern damit einen schwunghaften Handel mit anderen Ländern aufziehen und womöglich den Herstellern dort noch Konkurrenz mit ihren eigenen Produkten machen. Deshalb bin ich strikt dagegen, dass die Industrie verlotterten Ländern Pharmaka schenkt. Das können einzelne gemeinnützige Organisationen tun, die die Medikamente ordnungsgemäß kaufen, und die Pharmaindustrie kann denen, wenn ihr danach zumute ist, mit Spenden unter die Arme greifen. Aber sie darf auf keinen Fall das Patentwesen noch weiter aushöhlen. Das is eh schon auf de Hund gekomme.“

Joekey war auch diesbezüglich auf dem Laufenden: „Die Amerikaner tragen inzwischen die ganze Last der Pharmaforschung, weil in den USA ein Arzneimittelentwickler nach der Zulassung mit dem entwickelten Arzneimittel Geld verdienen darf. In Europa wird er gedeckelt und gepiesackt. Fehlt nur noch, dass Erfinder auf offener Straße angespuckt werden dürfen. Inzwischen haben auch die meisten europäischen Pharmaunternehmen wie Bayer, Böhringer und Schering ihre Forschung in die USA verlagert.“

„Und außerdem“, drängte sich Schorschio in die Diskussion, „fangen viele Bonisäer das Jammern an, weil neue Medikamente anfangs in so geringer Menge hergestellt werden, dass nicht jeder Bedürftige davon was bekommen kann. Dass eine Produktion erst mal aufgebaut werden muss, wenn die Behörde die Zulassung erteilt hat, des lasse die net gelte. Die wolle alles, un zwar sofort. Un koste soll's auch nix.“

„Dass die Generikahersteller sich dumm und dämlich verdienen, sieht man auch daran, dass es für ein und denselben Wirkstoff Dutzende von sogenannten Herstellern gibt“, grantelte Gus. „Das lohnt sich doch nur, wenn die Gewinnspannen unvorstellbar hoch sind. Vermutlich ziehen die zweistellige Milliardenbeträge aus dem Gesundheitssystem, und zwar ohne angemessene Gegenleistung. Das dürfen die Schafsköpfe von ... Oh pardon! Ich wollte sagen, dass die veruntreuten Milliarden natürlich von den Beitragszahlern aufgebracht werden müssen.“

Von wem sonst?

Schorschio vermutete, dass nur ein einziger Produzent den Wirkstoff in einem Hundert-Tonnen-Kessel herstellt, was allenfalls zwei oder drei Millionen kostet, und dann auf die vielen Firmen verteilt, die den Kram in Milligramm-Mengen für zweistellige Eurobeträge das Gramm an die Apotheken verhöckern. „Geh mal durch e mittelgroß Innestadt“, schimpfte er und schnickte die Haarlocke nach achtern. „Was siehste? Auf Schritt un Tritt e Apotheke, alle fufzich Meter en Bäcker un alle hunnert Meter en Optiker. Metzger gibt's kaum noch. Warum? Weil die Bäcker un die Optiker e ordentlich Gewinnspanne hawwe un die Metzger net. Ich will net sage, dass die Apotheke grad viel verdiene. Dene gings früher wesentlich besser. Aber die Generikalobby braucht die Apotheke als Vertriebsweg, solange mer den Kram net übers Internet verticke kann. Wenn die Krankekass damit prahlt, dass sie für e Generikum zwanzich oder dreißich Prozent rausgehandelt hat, dann krieg ich en Schreikrampf. Achtun-

neunzig bis neunundneunzig Prozent wärn locker drin, un dann täte die Generikahersteller immer noch satte Gewinne einstreiche. Um die hundert Prozent! Reingewinn.“

„Mich ärgert noch etwas ganz anderes“, grollte Kahl-Krischan. „Wenn ich in der Apotheke ein Rezept abgebe, dann kriege ich meistens einen Zettel in die Hand gedrückt und gesagt, dass die Arznei morgen früh um neun da ist. Ist ja klar. Bei den vielen Herstellern von Generika mit ein und demselben Wirkstoff können die Apotheken unmöglich all die verschieden aufgemotzten Pillen vorrätig halten. Deshalb muss fast jedes Medikament irgendwo bestellt werden. Außerdem müssen Medikamente, die sich für Pfennigbeträge produzieren lassen und in der Apotheke dann mit vierzig bis sechzig Euro über den Ladentisch wandern, hin- und hergekutscht werden, damit sie spätestens am nächsten Morgen beim Patienten in der Pilleddose rappeln. Die Logistik kostet oft mehr als die Herstellung, weil es so unsinnig viele Hersteller von Medikamenten mit ein und demselben Wirkstoff gibt. Wenn es die verrückte Politik nicht gäbe, würden weniger gigantische Hektolitermengen an Sprit in die Luft geblasen, nur damit am nächsten Morgen um neun der Rentner wieder in die Apotheke dackeln kann. Alles im Namen der sozialen Gerechtigkeit. Auch und gerade Politiker sollten damit rechnen, dass es Leute gibt, die mindestens genau so schlau sind wie sie und diesen Unfug durchschauen.“

Schorschio dachte praktisch: „Es wäre schon ein Riesenfortschritt, wenn die Kassen nur die Arzneien bezahlen würden, die noch unter Patentschutz stehen. Die Generika sollte der Patient aus eigener Tasche zahlen. Was glaubste, was dann die Preise purzeln täte, un die überzählige Hersteller würde auch ganz schnell vom Markt verschwinde.“

„Als der verrückte Dschordsch Dabbelyou Bush Arzneimittel über die Kassen bezahlen lassen wollte“, steuerte Joekey Wissen aus einem älteren Zeitungsartikel bei, „da sind die Leute scharenweise auf die Straßen gegangen und haben demonstriert. Die wussten, was passiert, wenn ihr Geld den Umweg über staatliche Mauschelei nimmt. Den Unfug mit der Aufnahme der Arzneimittelkosten in die Krankenversicherung hatten natürlich, wie man inzwischen weiß, die amerikanischen Generikalobbyisten ausgeheckt. Ein paar Jahre später haben sie das aber still und leise doch durchgebracht und jetzt sind die Medikamentenpreise in den USA doppelt so hoch wie in Europa.“

Als ehemaliger Pharmareferent kannte sich Joekey auf dem Arzneimittelsektor ziemlich gut aus: „In Deutschland gibt’s um die dreißigtausend verschreibungspflichtige Medikamente“, verkündete er, „Die weitaus meisten davon sind Generika. In der Schweiz ham’s nur um die vier-a-halb-tausend Medikamente. Das genügt vollauf. Das Generika-Unwesen ist da kaum verbreitet, obwohl es aus der Schweiz stammen soll. Groß geworden ist der Unfug aber erst durch deutsche Politiker, die irgendwas von sozialer Gerechtigkeit gefaselt ham. Möcht wissen, was daran gerecht sein soll. Net a mal sozial is des. Allenfalls sozialistisch.“

„Wenn ich so en Goldesel hätt“, ließ sich Haino in erhöhter Tonlage vernehmen, „dann däht ich den auch mit Zähne un Klaue verteidige. Jetzt wundert’s mich auch gar net mehr, dass sich der damalige Finanzminister Eichel mit vierhundert Millionen Märker Bestechungsgeldern von den Generikafirmen hat abspeisen lassen, weil die im Verdacht stande, Kartellabsprache getroffen zu habe. Natürlich habe die sich abgesproche. Für die ware die vierhundert Millione ja net mal die Portokass!“

„Kaputtgelacht wern die sich hawwe“, vermutete Schorschio und schnickte, was die Halswirbel hergaben.

„Mich hat das schon immer gewurmt, dass die forschenden Pharmafirmen mit den räuberischen Generikafirmen in einen Topf geworfen werden“, äußerte sich Joekey mit aggressiver Miene. „Ich war ja bei einer Forschenden, und da muss man als Pharmareferent den Kunden mit fundamentalem Wissen gegenüberreten. Meine Gesprächspartner waren in erster Linie

Ärzte. Auf alle Fragen, die so ein Arzt stellen könnte, musste ich vorbereitet sein. Die Referenten von den Generikafirmen hatten von ihrer Arznei meistens net viel Ahnung, und wenn a Arzt zu viel gefragt hat, dann ham se den zum Essen eingeladen und einen Vertrag für nen Vortrag aufm Symposium abgeschlossen oder nen Familienurlaub spendiert. Un wenn der Arzt gmeint hat, des wär unmoralisch, dann ham's den ganz schnell mit dem Hinweis ruhig gestellt, dass in Deutschland ja Werbung für verschreibungspflichtige Arzneimittel nur eingeschränkt möglich is, sie aber ihr Produkt auch irgendwie bekannt machn müsnn.“

Haino wollte wissen: „Wer kontrolliert eigentlich die Generikahersteller?“

„Vermutlich niemand“, bedauerte Kahl-Krischan. „Nachdem ich mit manchen Arzneien Probleme hatte, die mit der angeblich identischen Arznei von der Konkurrenz nicht auftraten, kann das nur an Schurkereien liegen, die einige Generikahersteller sich mit den Dividendenpulvern erlauben, während andere mehr Sorgfalt auf die Galenik verwenden. Die Galenik braucht man, damit die Arznei im Körper dahin kommt, wo sie gebraucht wird. An der falschen Stelle zwickt sie nur, hilft aber nicht. Anscheinend vernachlässigt der Staat auch hier mal wieder seine Sorgfaltspflicht. Oder er drückt beide Augen zu, weil durch die übersteuerten Generika ungerechtfertigt viele Steuergelder in seinen Säckel schwappen?“

„Mich wundert's ein bisschen, dass es keine Firmen gibt, die Placebos herstellen“, räusperte sich Gus. „Die Dopaminproduktion im Hirn von Parkinsonpatienten wird nachweislich auch dann angeregt, wenn sie ein Placebo erhalten, also ein Scheinmedikament, das eigentlich gar keine Wirkung entfalten kann. Placebos haben keine Nebenwirkungen, sie brauchen keine klinischen Tests und sie sind genauso preiswert herstellbar wie Generika.“

„Was willst du dann auf die Verpackung schreiben?“, fragte Schorschio. „Placebo vielleicht oder Milchzucker? Wenn der Patient des merkt, is der stinkesauer un läuft dem Arzt weg.“

Karin brachte Joekey ein neues Glas Hefeweizen und sagte dann zu Gus: „Mein Vater hat immer ein Bild meiner Mutter im Geldbeutel und ein Bild, wo wir alle zusammen drauf sind. Also er, seine Frau, ein Junge und zwei Mädchen. Das werden ja nicht mehrere Blinddarmpatienten im Portmonee haben, die Wiemert heißen.“ Gus wählte sofort die Nummer der Altenbrücker Klinik, aber es hob niemand ab.